

# Gedanken bei einer kriegsgeschichtlichen Lektüre

Autor(en): **Schaufelberger, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **127 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-39275>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Infanterie hat heute mit den ihr zugeteilten Waffen, also ohne Lenkwaffen, nur *drei Minuten für die Panzerbekämpfung* zur Verfügung. Daraus ergibt sich die eindeutige Notwendigkeit, der Infanterie Waffen zuzuteilen, welche erlauben, die Bekämpfung der Feindpanzer auf eine möglichst große Distanz aufzunehmen, um über mehr Zeit für den Waffeneinsatz zu verfügen.

Ein weiterer Grund, weitreichende Panzerabwehrwaffen zu verwenden, ist die Tatsache, daß zurückgestaffelte Panzer die *Feuerunterstützung* für die Panzerspitzen liefern. Gerade für die Bekämpfung dieser Feuerstaffeln eignen sich die Panzerabwehr-Lenkwaffen vorzüglich. Erst eine Panzerabwehr, welche in der Lage ist, mit dafür reservierten Waffen diese weiter entfernten Feuer-Panzer niederzukämpfen, kann auf einen Abwehrerfolg hoffen.

Bei der Beurteilung des Problems der Panzerabwehr ist noch zu berücksichtigen, daß der Gegner eine möglichst *große Anzahl* Kampfpanzer einsetzen wird. In der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit sind deshalb möglichst viele Panzer abzuschießen.

Ein Erfolg ist nur dann möglich, wenn die Panzerabwehr über mindestens eine annähernd gleiche Anzahl weitreichender Waffen verfügt wie der Angreifer Panzer einsetzt.

Die praktisch ausnützbare Schußweite beträgt bei den «leichten» Lenkwaffen bis 2 km. Die «schweren» Lenkwaffen sind in erster Linie für die Panzerfernbekämpfung bestimmt, und haben maximale Reichweiten bis zu 6 km.

Da die Lenkwaffen keine schweren Geschützrohre oder Abschußgestelle benötigen, können verhältnismäßig leichte und wendige Fahrzeuge für den Einsatz verwendet werden. Das Bestreben der Waffenkonstruktoren geht dahin, die Panzerabwehr-Lenkwaffen von nicht zu schweren, genügend gepanzerten Gefechtsfeld-Fahrzeugen aus einzusetzen.

Diese Einsatzart sichert den Panzerabwehr-Lenkwaffen die geforderte Beweglichkeit, gibt einen guten Schutz der Bedienungsmannschaft, verbunden mit den Vorteilen des geringen Gewichtes, der Einfachheit und der relativ kleinen Abmessungen.

Die technische Möglichkeit, daß der Schütze das Ziel mit seiner Lenkwaffe verfolgt, verleiht diesem Kampfmittel einen taktischen Vorteil. Die erreichbare Treffwahrscheinlichkeit beträgt, wie auf Grund praktischer Versuche ermittelt wurde, 50 bis 100 Prozent.

Da Abschußgestell und Lenkstand getrennt aufgestellt werden können, wird der Schütze kaum entdeckt und entgeht gezieltem Feuer. Eine solche Anordnung verlangt vom Schützen für das Schießen keine größeren Anforderungen als diejenigen, denen ein guter Mg-Schütze, Pak.- oder Flab.Kanonier entsprechen muß.

Die hohe Panzerdurchschlagsleistung verschafft den Lenkwaffen eine ausreichend vernichtende Wirkung auf die Kampfpanzer.

Die «leichten» Panzerabwehr-Lenkwaffen durchschießen mit ihren Hohlladungen 350 bis 600 mm dicke Stahlplatten. Die

«schweren» Lenkwaffen vermögen selbst 700 mm dicke Stahlplatten zu durchschlagen. Die heutigen 50-Tonnen-Kampfpanzer sind im allgemeinen frontal mit Panzerplatten von 90 mm bis 140 mm Dicke ausgerüstet, abgesehen von der Waffenblende im Turm, die eine Dicke von bis zu 200 mm aufweist.

Die Lenkwaffen können heute somit jede Panzerung durchschießen und besitzen alsdann genügend Energie, um im Innern des Panzers die Besatzung zu töten, die Munition und den Treibstoff zu entzünden oder lebenswichtige Teile zu zerstören.

Der Aufwand an Geräten für den Abschuß und das Zielen (Lenkgerät) von Lenkwaffen ist nicht so umfangreich wie beispielsweise die Stabilisatoreinrichtung der Kanone eines Kampfpanzers.

Die «leichten» und die «schweren» Lenkwaffen sind in wenigen Minuten einsatzbereit und verlangen keine größeren Wartungsarbeiten als ein Übermittlungsgerät.

Die kleinen Abmessungen der Abschußgestelle und der Lenkgeräte erlauben eine gute Tarnung und bilden auch ungetarnt nur kleine Ziele. Neue Pulversorten arbeiten ohne weit sichtbare Abschußerscheinungen, so daß auch die Abschußstelle nicht verraten wird.

Was die Kostenfrage anbetrifft, ist es sehr schwer, Waffen verschiedener Typen miteinander zu vergleichen. Für die Rechnung sollte nachstehende Formel ausschlaggebend sein:

Anzahl der Schüsse, die benötigt werden, um einen Panzer außer Gefecht zu setzen oder zu vernichten.

Eine solche Rechnung ist aber ohne Kriegserfahrung praktisch nicht durchführbar. Sicherlich ist es nicht angängig, nur die nackten Munitionskosten zu vergleichen ohne den notwendigen Aufwand zu berücksichtigen, der erforderlich ist, um diese Munition zum Einsatz zu bringen. Jedenfalls sind die Kosten pro Ausbildungsstunde eines Lenkwaffen-Schützen nicht höher als diejenigen des Kanoniers eines Panzers oder einer Flab-Kanone.

Ganz besonders für unsere Verhältnisse eröffnen die Panzerabwehr-Lenkwaffen die Möglichkeit, die Panzerabwehrkraft der Infanterie ganz wesentlich zu erhöhen.

Die Eingliederung von leichten Panzerabwehr-Lenkwaffen in den bestehenden Panzerabwehr-Kompagnien könnte ohne Schwierigkeiten und rasch durchgeführt werden, um so mehr als bedeutende Kreditsummen, die von den eidgenössischen Räten für die Verstärkung der Panzerabwehr vor Jahren bewilligt wurden, immer noch zur Verfügung stehen. Auf die Möglichkeit, den Panzerjäger G13 durch die Umrüstung von der technisch überholten 7,5-cm-Kanone auf Panzerabwehr-Lenkwaffen entscheidend aufzuwerten, wurde in dieser Zeitschrift bereits früher hingewiesen (vgl. WM, Zur künftigen mechanisierten Division. ASMZ September 1960, S. 749).

## Gedanken bei einer kriegsgeschichtlichen Lektüre

Von Hptm. i. Gst. W. Schaufelberger

«Die schönsten und tiefstinnigsten Dispositionen und Anordnungen scheinen immer sehr schlecht, und gelehrte Militärs kritisieren sie mit bedeutsamer Miene, wenn die Schlacht mit ihnen nicht gewonnen wird; und die schlechtesten Dispositionen und Anordnungen scheinen sehr gut, und ernste Männer beweisen in bändereichen Werken die Vortrefflichkeit solcher schlechten Dispositionen und Anordnungen, wenn mit ihnen die Schlacht gewonnen wird». Dieser Satz von unverkennbarer, feiner Ironie aus Leo Tolstois «Krieg und Frieden»<sup>1</sup> bezieht sich auf die Schlacht

von Borodino 1812, die wohl Napoleon Zugang zum «heiligen Mütterchen» Moskau verschaffte, den verbissen kämpfenden russischen Gegner aber keineswegs erschlug, sondern im Gegenteil den französischen Sieger aller übereilten Hoffnungen auf eine mühelose Beendigung des Rußlandfeldzugs beraubte. An den Satz Tolstois oder doch mindestens an seinen zeitlos gültigen Sinn, daß sich kein geschlagener Feldherr über Mangel an berufener und mehr noch unberufener Kritik je zu beklagen brauchte noch zu beklagen haben wird, fühlt man sich bei der Lektüre des neuesten Werkes

<sup>1</sup> Übersetzung Erich Böhme (Bern 1942) III, 320.

über den österreichischen *Feldzeugmeister Benedek*<sup>2</sup> auf Schritt und Tritt erinnert. Wenn schon dem siegverwöhnten französischen Kaiser die Schlacht von Borodino manch ironische und kritische Zensur eintrug, wo diese Schlacht doch nicht nur im bonapartistischen Siegesbulletin, sondern mit Fug und Recht als gewonnen gelten durfte – um wieviel strenger mußte diese Kritik mit dem unglücklichen österreichischen General verfahren, der sich leistete, die Schlacht von Königgrätz zu verlieren. Denn diese unwiderruflich verlorene Schlacht, die auch kein Bulletin mehr retten konnte, war nicht irgend eine schlechthin, die man zur Not auch einmal verlieren kann, sondern eine der folgenschwersten der neueren Geschichte. Die Niederlage der k.k. Nordarmee am 3. Juli 1866 norwestlich der Festung Königgrätz gegen die vereinigten preußischen Armeen entschied auch gleich den ganzen Krieg und führte den jüngsten und am Ende dunkelsten Abschnitt europäischer Geschichte herauf: die geschlagene Donaumonarchie ist aus dem deutschen Raum verwiesen, ihre Vormachtstellung im Deutschen Bund verspielt; dafür ist andererseits die politische Einigung Deutschlands durch Preußen in den Bereich des Wirklichen gerückt und mit dieser gewaltigen preußisch-deutschen Machtentfaltung jene Entwicklung potentiell angelegt, die zu den beiden Weltkriegen unseres Jahrhunderts zwar nicht notgedrungen führen mußte, doch unter ungeschickten, leichtfertigen oder skrupellosen Händen führen konnte – und zu unser aller Not und Sorge auch tatsächlich geführt hat. Voraussetzung war jene als «*Finis Austriae*» empfundene Niederlage Österreichs bei Königgrätz, mit der für alle Zeit der Name Benedeks verbunden ist.

Das Schicksal Benedeks, so mag es zunächst scheinen, ist zwar bedauerlich, wie jedes Unglück zu bedauern ist. Indessen: wer spielt, der läuft Gefahr, daß er verliert. Und wer um höchsten Einsatz spielt, dem mag in Unglück oder Mißgeschick dann eben auch das größte Unheil werden. So sind wir allenfalls bereit, ihm jenes Maß an Mitleid zuzuwenden, worauf jeder ehrlich sich Bemühende, dem Fortuna ihre Huld entzieht, doch letzten Endes Anspruch hat – nicht mehr. Geschlagene Feldherren, gestürzte Größen hat es schließlich schon vor Benedek und auch nach ihm genug gegeben, und das Interesse schreitet über sie zur Tagesordnung fort.

Damit mag Benedek bisher von Gleichgültigen abgespiesen, von Übelwollenden noch viel schroffer angefaßt worden sein. An Siebenmalklugen, Militärs und Nichtmilitärs, hat es selbstverständlich auch nicht gefehlt, die eifrig errechneten und «mit bedeutsamer Miene» verkündeten, da die Schlacht nun einmal unwiderruflich verloren war, daß die «Dispositionen und Anordnungen» des Feldherrn nicht viel wert sein konnten.

Diesem unglücklichen Feldherrn Benedek gilt nun das Buch Oskar Regeles, der sich bereits durch zwei Werke über die österreichischen Feldmarschälle Radetzky und Conrad von Hötzendorf auf das vorteilhafteste ausgewiesen hat. Wie diese auf breitester Literaturbasis und bisher unerschlossenen Quellen aufgebaut, übersichtlich gegliedert und auf engste textliche Berührung mit der Quelle und mit dem historiographischen Urteil bedacht, stellt die Biographie tatsächlich die «zusammenfassende Beurteilung aller Probleme der Benedek-Forschung» dar, wie es der Absicht des Autors entspricht. Diese Biographie Benedeks ist in zweierlei Hinsicht mehr als eine Biographie. Einmal läßt sie sehr viel Raum für die große und bewegte Zeit am Ende des Kaisertums Österreich und zu Beginn der österreichisch-ungarischen Monarchie, bietet einen trefflichen Überblick über die Revolutionskrise von 1848/49, den Wiederaufstieg von Olmütz 1850, den unglücklichen Krieg

<sup>2</sup> Oskar Regele, *Feldzeugmeister Benedek*. Der Weg nach Königgrätz. Mit 107 Übersichten, Kartenskizzen und Abbildungen. Verlag Herold, Wien 1960.

gegen Frankreich und Sardinien 1859 und den noch viel unglücklicheren von 1866 gegen Preußen und Sardinien – weite und farbige Kulissen um Benedeks Glück und Sturz. Die Soldatenlaufbahn Benedeks aber, das ist das andere, wird nicht nur unter exklusiv militärischen Gesichtspunkten gewürdigt, wie dies bei der hergebrachten, vorwiegend militärtechnisch orientierten und mit Tatsachenforschung sich begnügenden Kriegsgeschichtsschreibung in Verkennung ihres komplexen Gegenstandes gewöhnlich und üblich ist; sie wird im Gegenteil in allen ihren vielfältigen Bezügen dargestellt, die finanzpolitischen wie die rüstungstechnischen Verhältnisse beispielsweise werden beigezogen und gewürdigt – enge und gelegentlich düstere Kulissen, vor denen Benedeks Schicksal sich vollzieht. Hier liegt das wesentliche Verdienst des Buches: in der Aufdeckung der vielfach verworrenen Zusammenhänge zwischen Militär und Politik, insbesondere Innen- und Parteipolitik, woraus sich ergibt, daß Benedek eben doch nicht nur ein vom Glück verlassener Spieler, sondern daß vielmehr dieses ihm zugemutete Spiel nicht lauter war. Wenn auch dem geschlagenen Feldherrn, wie dem Mimen, die Nachwelt keine Kränze flicht, weil er doch immer ein geschlagener Feldherr bleibt, so gelingt Oskar Regele durch die umfassende Betrachtungsweise doch eine überzeugende Rehabilitierung des Feldherrn. Das ist gleichermaßen menschlich ergreifend wie sachlich interessant, vielleicht sogar über den Rahmen der österreichischen Geschichte hinaus, so daß es sich lohnen mag, noch etwas zu verweilen.

\*

Es ist ein über alle Maßen glanzvolles Soldatenleben, dessen wichtigste Augenblicke hier festgehalten werden müssen,<sup>3</sup> wo es um die tiefste Problematik geht. Der im Jahre 1804 geborene Ludwig von Benedek aus ungarländischem Adel, in den Jahren 1818–1822 Absolvent der Theresianischen Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, 1833 in den General-(Generalquartiermeister-) Stab versetzt, stand im Frühjahr 1846, als Oberstleutnant und Adjunkt des Generalkommandos in Galizien (nach späterem Sprachgebrauch Korps-Generalstabschef), angesichts des westgalizischen Aufstandes das erstmal am Feind und trieb durch bündige Entschlossenheit die Aufständischen alsogleich zu Paaren. Für seinen Sieg bei *Gdów* wurde er Ritter des österreichisch-kaiserlichen Leopold-Ordens und Ehrenbürger der Landeshauptstadt Lemberg.

Das Sturmjahr 1848 sah den Obersten Benedek im Feldzug gegen Sardinien an der Spitze einer Brigade beim erfolgreichen Sturm auf die *Curtatone*-Schanzen; seine Tapferkeit im Feldzug von 1848 trug ihm neben der dreimaligen Zitation im Generalstabswerk die «Allerhöchste Zufriedenheit in Anerkennung der Beweise von Tapferkeit und Ausdauer in den zahlreichen Kämpfen gegen den offenen und verborgenen Feind» (53 f.), das Kommandeur-Kreuz des Leopold-Ordens und eine der gesamthaft acht verliehenen Ritterwürden des Militär-Maria-Theresien-Ordens ein.

Im folgenden Jahr nahm er in verwegendem persönlichem Vorstoß *Mortara*, eine Waffentat, welche in der Erzherzog-Albrecht-Biographie folgendermaßen gewürdigt wird: «Wenn nicht der Tapferste der Tapferen, so doch stets als der ersten einer genannt, hat Benedek durch seinen entschlossenen Charakter, seine Kaltblütigkeit, Ruhe und Umsicht und einen sicheren militärischen Blick in dem gefährlichsten Augenblick des Kampfgewühls den Grund zu seinem militärischen Ruf gelegt ... einer der tapfersten Soldaten, die je unter dem kaiserlichen Adler gefochten» (61 f.). Auch in der darauffolgenden Schlacht von Novara, die den Feldzug zugunsten Österreichs entschied, zeichnete er sich durch her-

<sup>3</sup> Ich folge hierbei der Darstellung Regeles. In Klammern gesetzte Seitenzahlen nach Direktzitationen beziehen sich immer auf Regeles Buch.

vorrangende Tapferkeit aus. Im gleichen Jahre noch trug der mittlerweile zum Generalmajor Beförderte zur Niederwerfung der aufständischen Ungarn bei, von wo er als Generalstabschef des Feldmarschalls Graf Radetzky wiederum zur Armee in Italien abkommandiert wurde und dort in dieser Funktion bis 1857 verblieb.

Den neuerlichen Krieg von 1859 gegen Sardinien, dem diesmal Frankreich den Rücken stärkte, begann er als Feldmarschall-Leutnant und Kommandant des 8. Armeekorps in Cremona. Dieser für Österreich unglücklich verlaufende Feldzug, der den Verlust der Lombardei nach sich zog, trug Benedek auf die höchsten Höhen seines Soldatenruhms. Am Nordflügel der Schlacht von Solferino errang er bei *San Martino* den einzigen, doch in der allgemeinen Niederlage gerade deshalb um so stärker beachteten und höher gewerteten Erfolg, dessen Bedeutung in der Geschichte des Theresien-Ordens festgehalten ist: «Einstimmig galt es im Heere, daß der glänzende Erfolg bei San Martino nur der ungewöhnlichen Charakterfestigkeit Benedeks, der Strenge, mit der er das Kommando zu führen wußte, und dem heldenmütigen Beispiele, das er wie immer auch da seinen Truppen gegeben, zu verdanken war ... der tapfere General ward nun nahezu der erste Mann im Heere und im Vertrauen des Monarchen, der populärste Soldat in der öffentlichen Meinung» (146). Die Ehrungen rissen nicht mehr ab: Kommandeurkreuz des Theresien-Ordens, Ehrenbürger der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, Beförderung zum Feldzeugmeister (so hieß die Rangstufe unmittelbar vor dem Feldmarschall für Generäle der Infanterie, Artillerie und Pioniere). Die nächsten Stationen waren Generalstabschef der k. k. Armee und Armeekommandant in Italien, Erbe des legendären Radetzky, glänzendster Soldat seines Kaisers und Obersten Kriegsherrn, so daß, als die Auseinandersetzung mit Preußen sich zuspitzte, für niemand auch nur der leiseste Zweifel bestehen konnte, wer die Nordarmee zum entscheidenden Gang nach Böhmen führen sollte.

Dieser Krieg gegen Preußen im Jahr 1866 stellt die Peripetie in Benedeks Soldatenlaufbahn dar. Von der ganzen Monarchie gefeiert, von der Gnade der kaiserlichen Majestät bestrahlt und vom blinden Vertrauen der Armee getragen, trat Benedek am 9. Mai sein neues Kommando an. In mehreren ungünstigen Vorgefechten entmutigt, bei Königgrätz wie ein gehetztes Wild gestellt und binnen acht Stunden kriegsentscheidend geschlagen, trat er bereits am 10. Juli gezwungenermaßen wieder davon zurück. Diemal blieben die üblichen Zitationen, Dekorationen und Beförderungen aus. Diesmal folgte die Allerhöchste Ungnade, kriegsgerichtliche Voruntersuchung bezüglich der Armeeführung, «des ganzen mangelhaften Dienstbetriebes und der unglücklichen Operationen mit selber vom Zeitpunkt der Übernahme des Armeekommandos in Olmütz bis zum Tage seiner Abberufung» (483 f.), Einstellung des Verfahrens zwar, Versetzung in den Ruhestand. In der amtlichen Verlautbarung mußte Benedek sich sagen lassen, er sei seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen und habe sich Mißgriffe zuschulden kommen lassen, «welche nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen sind». Die politischen und militärischen Verhältnisse, wie sie vor und während dieses unglücklichen Krieges eintraten, «bedurften zu ihrer Beherrschung eines jener alten genialen Feldherren, deren es zu allen Zeiten so wenige gab und zu denen eben Feldzeugmeister Benedek ... nicht mehr gezählt werden kann.» «Es gibt kein Gesetzbuch, das den Mangel an höchster geistiger Begabung straffällig erklärt». Als Sühne gelte die erfolgte Entfernung aus einem «unangemessenen Wirkungskreis»; «der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn und die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt seien eine schwerere Strafe als jede andere» (491 f.).

Es blieben die letzten Lebensjahre voller Bitterkeit. Als man

1881 den Unversöhnten zu Grabe trug, fand für denjenigen, den man in seinem Glück als den «zweiten Radetzky» gepriesen hatte, den einstmaligen Ersten Offizier des Kaisers, nach seinem Wunsche ein bürgerliches Begräbnis statt. Ohne militärisches Geleit und in Zivilkleidung wollte er bestattet sein.

★

Eine brennende Frage erhebt sich über dem Schicksal Benedeks, der auch wir uns nicht entziehen wollen: die Frage nach dem *Verhältnis zwischen Schuld und Sühne*. Wo liegt und wie groß ist das *Verschulden Benedeks*? Die «gelehrten Militärs» des Obersten Militär-Justizsenates gelangten zwar zum Schluß, daß Benedek sich «der Hintansetzung der Dienstvorschriften» schuldig gemacht habe, so daß eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegeben scheine. Der Ministerrat schloß sich dieser Auffassung an, doch verfügte der Kaiser die Einstellung des Verfahrens. Und hätte er es auch nicht eingestellt – die fadenscheinige Berufung auf die «Hintansetzung der Dienstvorschriften», auf Nichtbefolgung des Reglements oder sonstiger Verordnungen und Befehle, einen beliebig dehnbaren Paragraphen also, der unserer «Nichtbeherrschung des Fahrzeugs» verzweifelt ähnlich sieht, zeigt den sandigen Boden deutlich, auf den das Gebäude der Anklage zu stehen kommen sollte. Denn ausgerechnet die vorbildliche soldatische Haltung Benedeks war über jeden Zweifel erhaben, erweist sich zutiefst ergreifend aus seiner Antwort auf die Mitteilung, daß eine Voruntersuchung gegen ihn eingeleitet sei: «Ein ungeschickter Armeekommandant im Kriege hat die *Verantwortung* zu tragen *über alle Mißfolge der Armee*. Alle Dispositionen und Befehle im abgewichenen Teil des ungeschickt geführten Feldzuges sind teils von mir unterschrieben, teils in meinem Namen erlassen worden, sonach trifft mich die alleinige Schuld ... Ich aber glaube es mit der korrekten Gesinnung und bescheidenen Haltung eines unglücklichen oder auch ungeschickten Armeekommandanten unvereinbar, sich in militärwissenschaftliche oder militäradvokatische Rechtfertigungen einzulassen, sondern erkläre mich hiermit in Bausch und Bogen schuldig und gewärtige jene Strafe, die ein Kriege recht oder ein allerhöchster Machtspruch über mich zu verhängen für gut befinden wird, und werde welche immer Strafe mit Dank entgegennehmen» (484). Er weigerte sich denn auch, während der Voruntersuchung auszusagen, da er nur andere belastet und unglücklich gemacht und doch das Odium der Niederlage nicht bereinigt hätte. Daß diese «ehrlich bescheidene Soldatennatur», wie er sich gerne nannte (56), «des Kaisers unbedingt treuer Soldat» (211), auch an den Dienstvorschriften nicht rütteln ließ oder gar selber rüttelte, ergibt sich von selbst. In seinem «Generals-Befehl Nr. 2» (1860) heißt es, er lebe «nach dem altberühmten, erhabenen k. k. österreichischen Dienstreglement» (209), und anderswo hält er fest: «Alles wird in einer Armee ungenügend, sobald der Kommißdienst nicht korrekt ist, den ich übrigens als das erste Erfordernis einer verlässlichen Armee hinstelle» (236). Da nimmt sich der Vorwurf der «Hintansetzung der Dienstvorschriften», wo es um die Ursachen eines verlorenen Krieges geht, spitzfindig, kleinlich und papierern aus und erweist, daß die militär-juristische Allerweltsklügelei zur Frage nach dem wirklichen Verschulden Benedeks nichts, aber auch gar nichts beizutragen hat.

Die Ursachen der Niederlage der k. k. Nordarmee liegen nur zum kleineren Teil bei deren Kommandanten. Wer «sine ira et studio» und ohne zu den Parteien zu gehören, deren «Gunst und Haß» das Bild verwirren, die Frage überprüft, wird immerhin deutlicher als der in sehr begreiflichem und ehrenwertem apologetischem Eifer befangene Biograph erkennen, daß Benedek durch die Übernahme der Kommandoführung gegen Preußen überfordert war und nur unter günstigsten Voraussetzungen hätte leisten

können, was sich Österreich von ihm versprach. Benedeks Laufbahn ist eine Laufbahn des elementaren Schlachtenglücks. Seine Erfolge stellten doch immer aus der Gunst des Augenblicks und dann sich ein, wenn er an der Spitze seiner Truppen seine beisspiellose persönliche Tapferkeit, seine Verwegenheit und Todesverachtung in die Waagschale warf. Mit gezogenem Degen zwang er sein unwahrscheinliches Glück. Die Kunst der Kriegführung bestand für ihn im Einsatz seines Lebens. Er setzte sein Blut, nicht seinen Geist. Er war der «tapfere», nicht der «überlegte» Benedek. Er siogte mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf. In den Militärwissenschaften fühlte er sich nicht zu Hause. «Bin zu wenig wissenschaftlich arroganter Stratege, treibe das Kriegshandwerk nach ganz einfachen Grundsätzen, bin kein Freund von komplizierten Kombinationen» (52). Die Funktion des Generalstabschefs der in Ungarn operierenden Armee lehnte er ab, da er befürchtete, daß er «den Geistes- und Nervenanstrengungen eines in plötzlich neue Verhältnisse gesetzten Chefs des Generalstabes bald oder plötzlich nicht genügen könnte». Er äußert Zweifel, ob er «solcher Charge ... wissenschaftlich gewachsen sei», und gesteht, daß er «für den Truppendienst besser taugte als zum Chef des Generalstabes einer Armee» (76). Als Generalstabschef Radetzky's in Italien bittet er bei erster Gelegenheit um Entlassung von dem Posten, «zu dem ich weder Beruf noch meinen eigenen Anforderungen genügende höhere Wissenschaft besitze», dafür um Übertragung eines Brigade- oder Divisionskommandos, «wozu ich ganz genügende, jedenfalls aber mehr Eignung besitze als zum Chef des Generalstabes einer Armee» (97). Generalstabschef der Gesamtarmee wurde er, der «Gegner jeglicher Generalstabsarbeit am grünen Tisch und überhaupt jeglichen soldatischen ‚Schriftgelehrtentums‘» (162), wiederum gegen seine Bedenken, dazu nicht geeignet zu sein. Äußerungen wie: «hab' auch früher immer mehr dienen müssen, als für mich lernen zu können» (112), Eingeständnisse, daß ihm «manch höheres strategisches Wissen fehle» oder «daß man übrigens in dieser Dienstsphäre keine Muße habe zu strategischen Studien» (239), stehen keineswegs vereinzelt da. Daß auch die anderen ihn so sahen, beweist die vor der Niederlage von Königgrätz erfolgte Beurteilung durch den preußischen Generalstab: «Kein Feldherr, kein Stratege, braucht sehr kräftige Unterstützung bei der Führung der Armee. Sehr glücklich, sehr mutiger, ja selbst verwegener Soldat. In der ganzen Armee, namentlich Mannschaft, unendlich beliebt» (286). Sein letztes, verhängnisvolles Kommando, eben dasjenige der Nordarmee gegen Preußen, hat er wiederum zunächst abgelehnt mit der soldatisch offenen Begründung, er sei «für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel» (399). Soldaten- und Untertanengehorsam haben ihn wider besseres Empfinden zur Annahme bewogen und um seinen guten Ruf geprellt.

Sein Schicksal wollte es, daß sein Gegner von Königgrätz, Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke, ausgerechnet der großartigste Vertreter des «militärischen Schriftgelehrtentums» ist, überragend an umfassender Bildung und kristallklarem Geist.<sup>4</sup> Welches Gegenüber! Hier Benedek, den Gefecht um Gefecht und Schlacht um Schlacht zu immer höheren Höhen der Berühmtheit und Beliebtheit emporgetragen hatten, dessen kühner Degen allein den schönsten Sieg zu verbürgen schien, das Schoßkind des Soldatenglücks! Dort Moltke, dessen bisherige Laufbahn keineswegs im Pulverdampf, sondern am Arbeitstisch, weitab von militärischem Glanz und Heldentum in Fleiß und Mühe sich eher unscheinbar entwickelt hatte, den selbst preußische Generäle noch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz nicht einmal dem Namen

<sup>4</sup> Seit kurzem liegt glücklicherweise auch über ihn eine abschließende Biographie vor: Eberhard Kessel, Moltke. K. F. Köhler Verlag, Stuttgart 1957.

nach kannten, ein Stiefkind des Soldatenglücks! Die Schlacht von Königgrätz hat freilich wie so vieles auch dieses korrigiert: der sein ganzes Leben hindurch nicht über Gebühr beachtete Moltke trat an seinem Lebensabend als strahlender Sieger in die Halle der großen Feldherren ein; der sein ganzes Leben hindurch gefeierte Benedek hingegen wurde für sein Lebensende aus ihr in den grauen Kreis derjenigen verwiesen, die das Glück verlassen hat.

Man verstehe uns recht: das Unglück Benedeks war durch diese personelle Konstellation nicht unausweichlich vorgezeichnet. Selbst wenn nicht zu verkennen ist, daß für den Bereich der großen Operationen es nicht mehr genügen kann, wenn der Feldherr als «der Brävste der Braven» gilt, weil die Führung einer Armee von ihm doch mehr verlangt als dies, so mußte der Kampf gegen den geistig und bildungsmäßig Überlegenen dennoch nicht zum vornherein verloren sein. Es ist denkbar und auch immer wieder vorgekommen, daß der Führer, der allein von seinem starken Herzen lebt und seine Soldaten mit seinem Mut und seiner Zuversicht erfüllt, gegen alle Wahrscheinlichkeitsmathematik und gegen wen auch immer das Glück erzwingt. Ein Blücher hat beispielsweise Napoleon besiegt. Dies hätte aber, wie bereits gesagt, doch nur unter den günstigsten Umständen gelingen können. Eine Schuld Benedeks vermögen wir wenigstens darin nicht zu finden, daß sein Gegner der geistig Größere gewesen ist.

Die äußeren Umstände aber, unter denen Benedek den Krieg gegen Preußen führen mußte, waren für Österreich alles andere als vorteilhaft. Die Außenpolitik hatte versagt, die Außenhandels- und Wirtschaftspolitik lag im argen. Doch am schlimmsten war es um die Armee bestellt, von deren Feldherrn man den Sieg verlangte.

Seit runden sechs Jahren, seit dem verlorenen Krieg von 1859, war diese Armee mit aller Konsequenz, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, *abgerüstet* worden. Die damals eingesetzte *Sparkommission* hatte die Bedürfnisse der Landesverteidigung an die letzte Stelle der Staatsaufgaben gesetzt: «man könne die halbe Armee beurlauben, aber nicht dem Volke die Polizeieinrichtungen, Straßenbauten, Justizpflege, Wohltätigkeitsanlagen und Steuerexekutionsorgane entziehen» (312 f.). Getreu dieser Richtlinie arbeitete auch in der Ministerkonferenz der Finanzminister mit Energie und Scharfsinn an der *Abrüstung*; getreu dem professionellen Zweckpessimismus sämtlicher Finanzminister sprach er gerne von der bevorstehenden finanziellen «Katastrophe», die einzig und allein durch massive *Kürzung der Militärkredite* verhindert werden könne. Er konzidierte der Armee gerade, was sich «nach Bestreitung aller Ausgaben noch erübrigen ließ» (315), Brosamen von seinem Tisch, Kassenreste seiner Verwaltung.

Bei seinen Anstrengungen konnte der Finanzminister selbstverständlich der Zustimmung durch die Abgeordneten des «Reichsrates», der zusammen mit dem Herrenhaus das Parlament ausmachte, versichert sein. Dieses 1860 nach dem verlorenen Krieg frisch aus der Taufe gehobene Parlament hatte zunächst einmal seine Existenzberechtigung unter Beweis zu stellen, und was war spektakulärer und populärer, was versprach leichtere und raschere Erfolge als die Abrüstung der Armee? Der Wehrausschuß der Abgeordnetenversammlung, dessen Obmann und Hauptgehilfen wegen der unermüdlichen Abstriche am Militärbudget «Streichquartett» genannt wurden, leistete ganze Arbeit. «Der Armeebedarf ist keine einer entscheidenden Abminderung unzugängliche Größe, während bei den anderen Rubriken des Staatsaufwandes eine maßgebende Abminderung völlig unausführbar ist». «Auch unausgebildete Soldaten könnten im Felde tüchtige Krieger sein», «enthusiastische Hingebung ersetze Exerzieren und Manövrieren» (330). Es gehe bei den Sparmaßnahmen weniger um die Frage der Landesverteidigung als darum, «die übergroßen Lasten der Steuerträger zu

vermindern» (332). Derartige Kräutlein gediehen unentwegt im Garten des Parlamentarismus und Liberalismus, und derartige Gärtner waren berufen, über die Bedürfnisse der Armee verbindlich zu befinden. Das finanzpolitische Resultat der vereinten Bemühungen durfte sich denn auch sehen lassen: 1862 stand die Großmacht Österreich, was das Wehrbudget in Prozenten der Staatsausgaben betraf, an 12. Stelle der europäischen Staaten und selbst hinter der Schweiz, was schon damals etwas heißen wollte, in der Wehrbudget-Kopfquote an 8. Stelle, im Aufwand für den einzelnen Soldaten an 11. Stelle, überall hinter den übrigen Großmächten weit zurück (Rüstungstafel 329, auch Tafel über absolute Zunahme der Rüstungen 1850–1862 und Wehrbudget-Kopfquote 1862, 317). Die *Verminderung der Wehrausgaben* in Prozenten der Gesamtausgaben betrug in den kriegsfreien Jahren 1862 22,3%, 1863 15%, 1865 34,8% (Abrüstungstafel 341). Der Obmann des parlamentarischen Wehrausschusses stellte fest, «daß ein österreichischer Unteroffizier weniger koste als ein Kanzleidiener, der Soldat weniger als ein Kerkersträfling, der Leutnant weniger als ein Türhüter» (380).

Das war freilich nur die eine Seite der Bilanz. Die andere, ungleich weniger spektakuläre, lag in *mangelhaften Beständen* der Armee, in mangelhaften Monturen und Armaturen, lag insbesondere in der *vernachlässigten Infanteriebewaffnung*. Es kann nach den Forschungen Oskar Regeles nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Überlegenheit des preußischen Hinterladers (Zündnadel), die in einer drei- bis fünfmal größeren Feuergeschwindigkeit bestand, gegenüber dem österreichischen Vorderlader den Feldzug von 1866 entscheidend beeinflußt hat. Die österreichischen blutigen Verluste, die selbst in günstigen Gefechten immer ein Mehrfaches der preußischen betragen, sprechen eine unmißverständliche Sprache (Verlusttafel 373). Die 2½ Millionen Gulden für die rechtzeitige Einführung der Hinterlader hatte das österreichische Parlament vor dem Krieg gespart, um dafür, abgesehen vom noch viel wichtigeren, unnütz vergossenen Blut seiner Soldaten, nach dem Krieg an Kriegsentschädigungen und Kriegskosten 180 Millionen zu entrichten – ohne daß selbst dann die finanzministerliche Katastrophe eingetreten wäre! Gegen eine in der Phantasie des Finanzministers oder nicht einmal dort bestehende finanzielle Katastrophe hatte es eine wirkliche staatspolitische eingetauscht, deren Auswirkungen lediglich dank der staatsmännisch bedingten Schonung durch Bismarck nicht noch verheerender geworden ist. Doch mit der europäischen Geltung Österreichs war es ein für allemal vorbei.

Man verstehe uns auch hier wieder recht: wir gehören keineswegs zu jenen Militärhistorikern, welche in der wohnlichen Geborgenheit ihrer Stube und Gedanken den Ausgang einer Schlacht unfehlbar aus der Zahl der Soldaten, der Beschaffenheit der Bewaffnung und dem Genie des Feldherrn ausdividieren wollen. Wir wissen sehr wohl, daß derartige Gleichungen kaum aufgehen dürften, weil sie eine unbestimmbare Größe übersehen: den Geist der Soldaten, welcher Bestandeszahlen zu vervielfachen, unterlegene Bewaffnung auszugleichen, ungeschickte Manöver zu korrigieren: Wunder zu wirken vermag. Wir glauben durchaus an den Geist Davids. Aber dieser Geist, der Berge versetzt, beruht, genau betrachtet, doch immer auf der tiefinnersten, vielleicht nicht einmal bewußten Überzeugung, dem anderen materiell nicht grenzenlos unterlegen, ihm letzten Endes auf eine eigene Weise vielleicht sogar gewachsen zu sein. Diese Überzeugung indessen kann gewiß nur dort sich ergeben, wo man so bewaffnet ist, daß man wirkungsvoll dreinschlagen kann. Wo die materielle Überlegenheit des Gegners nicht einmal dieses mehr erlaubt, da wird man auch den Geist Davids vergeblich suchen.

Eine derartige Bewaffnung muß nicht unbedingt großartig,

sondern einfach immer so beschaffen sein, daß sie zum Zuge kommt und Wirkung zeitigt. Mit anderen Worten allerdings: sie muß immer modern sein. Die Schleuder Davids war modern, weil sie dem Schild und Speer gewachsen war; die altschweizerischen Halbarten, Spieße und Steine waren es dem geharnischten Reitersmann gegenüber ebenfalls. Dagegen ist es unsere gegenwärtige Infanteriebewaffnung, die mit einer maximalen Reichweite von 1000 m Panzer bekämpfen will, die auf 2000 m schießen, ohne genügend eigene Panzerwagen nicht. Die Geschichte von der «Bewaffnung des armen Mannes», soweit sie am Beispiel der Alten Schweizer weismachen will, man könne auch mit überholten Waffen siegen, ist zwar rührend, doch ein Märchen.

Auch die Bewaffnung der österreichischen Nordarmee im Feldzug gegen Preußen war es offensichtlich nicht. Die Wirkung des Zündnadelgewehrs gab den tapferen Österreichern keine Chance. Ihre Verluste waren im Verhältnis zu denjenigen der Preußen zu hoch, das Verhältnis weit ungünstiger als in irgend einem anderen Krieg. Da ließ sich kaum vermeiden, daß statt des Geistes der Unbezwinglichkeit der Ungeist des Verzagens über Truppe und Feldherrn kam. Wie anders als mit dem fürchterlichen Eindruck des Zündnadelgewehrs in den Vorgefechten ließe sich sonst erklären, daß Benedek, dessen Tapferkeit über jeden Zweifel erhaben ist, zwei Tage vor der Schlacht von Königgrätz seinen Kaiser telegraphisch bat, «um jeden Preis Frieden zu schließen», da die Katastrophe unvermeidlich sei (426)?

Hier sei noch einmal an den einleitenden Satz Tolstojs erinnert: «Die schönsten und tiefstinnigsten Dispositionen und Anordnungen scheinen immer sehr schlecht, und gelehrte Militärs kritisieren sie mit bedeutsamer Miene, wenn die Schlacht mit ihnen nicht gewonnen wird». Benedek hat seine Schlacht verloren, womit für die Kritik das Urteil über ihn gesprochen war. Selbstverständlich fragte niemand darnach, ob das *Instrument*, womit er hätte siegen sollen, auch wirklich hätte siegen können. Schon 1862 hatte Benedek an den Kriegsminister jenen Satz geschrieben, der ewig gültig an alle mit Militärfragen beschäftigten Minister und Parlamentarier gerichtet ist: «Das *Sparen* sollte aber seine Grenze da finden, wo ein Weitergehen in dieser Richtung *nur auf Kosten der Schlagfertigkeit*, des Geistes und des Dienstansehens stattfinden könnte, sonst wirkt es als geradezu verderblich und würden die damit erreichten pekuniären Resultate durch die in solcher Weise herbeigeführten Nachteile und deren weitere Folgen bedeutend überwogen» (224).

Man hörte nicht auf ihn und rüstete unbekümmert weiter ab, um dann in der Entscheidungsstunde doch das Unmögliche von ihm zu fordern. Was kommen mußte, kam. Und daraufhin wurde er für vogelfrei erklärt. Schon 1859, noch auf der Höhe seines Ruhmes, hatte er es vorausgesehen: «Wenn die albernen Zeitungskorrespondenten» (mit denen er einen ständigen Kleinkrieg führte) «mich nur ungenannt lieben; brauch' ihr Lob nicht, und ihr Tadel wird mir ohnedies nicht entgehen, wenn mich das Glück verlassen sollte» (279). Den Zeitungsleuten, die ihn jetzt verdammten, den gelehrten Militärs, die es gleichfalls besser wußten, schlossen sich die Minister an, und zwar ausgerechnet jene Ministerien, denen die Hauptschuld an der Abrüstung zukommt, schlossen sich die liberalen Parlamentarier an und hatten sogar die Stirn, Klage über den vernachlässigten Zustand der Armee bei Kriegsbeginn zu führen!

Oskar Regele hat für alle Anschuldigungen gegenüber dem Feldherrn ein anschauliches Bild gefunden: «Wenn man ein Orchester mit Instrumenten ausstattet, die zu zwei Drittel unbrauchbar sind, und daher die musikalische Darbietung auch unter einem berühmtesten Dirigenten mißglückt, so ist es nachher zwecklos, zu sagen, dem Dirigenten seien in der unvermeidbar entstan-

denen Disharmonie einzelne tadelnswerte Fehlgriffe im Dirigieren unterlaufen. Auch ohne diese war die Aufführung ebensowenig zu retten wie jede Aktion der Nord-Armee-Generale am 3. Juli» (434).

Daß aber diejenigen zur Rechenschaft gezogen worden seien, die das Orchester ausgestattet oder richtiger nicht ausgestattet haben, davon ist nichts zu finden. Weder gegen die Minister, die vor dem Parlament ihren Kratzfuß gemacht, noch gegen die Parlamentarier, die vor lauter Parteidemagogie und Publikumsliebbedienerei den Staat vergessen hatten, wurde eine Voruntersuchung angeordnet. Im Gegenteil: der Dirigent des «Streichquartetts» wurde Präsident des Abgeordnetenhauses, und weiterhin gediehen seine Kräutlein: «man hätte vor 1866 in der Landesverteidigung noch mehr sparen sollen, das Heer hätte dann um eine Milliarde weniger gekostet und wir wären ein kräftiges, großes und starkes Österreich» (527)!

Man sprach zwar gerne und laut in den Debatten von der Verantwortung, doch sprach man das für Publikum und Galerie. Als man die Verantwortung nicht nur rhetorisch hätte übernehmen sollen, da wusch man sich die Hände, vernichtete denjenigen, dessen Schuld von allen die kleinste war – und kletterte auf den Präsidentenstuhl des Parlaments.

So wird es sich nicht nur in Österreich verhalten haben. Für eine verlorene Schlacht hat immer, wie das Heer auch beschaffen sei, der Feldherr zu büßen und nie das Parlament. Der Politiker

hat dann andere Sorgen, wenn er zu der Verantwortung stehen sollte, auf die er sich in so wohlklingenden Worten berief. Hinter dem leeren Wort steht keine praktische Verantwortung. Der Militär allein wird Sündenbock. Das ist ein oftgespieltes, doch noch immer kein lauterer Spiel. Deshalb sollte, wo immer über Armeeprobleme debattiert werden muß, die Stimme desjenigen in erster Linie gehört werden, dem allein, trotz allem Gerede, die *wirkliche, praktische Verantwortung* aufgebürdet wird, der als einziger mit Leib und Leben und nicht mit Tinte und Papier, mit Ruf und Ehre und nicht mit Rede und Mandat zu kämpfen hat. Das ist die Lehre aus der Geschichte des k. k. Feldzeugmeisters Ludwig Ritter von Benedek.

★

Diese Betrachtung über die österreichischen Militärverhältnisse um Benedek und die Schlacht um Königgrätz, wie sie bei der Lektüre eines kriegsgeschichtlichen Werkes in die Feder floß, könnte vielleicht den Eindruck erwecken, als sei sie mit einer Nebenabsicht geschrieben worden, als wollte sie davor warnen, aus welchen Gründen immer, doch gewiß nicht aus militärischen, um Millionen zu handeln und noch um vieles mehr, wo die Schlagfertigkeit einer Armee und damit der unschätzbare Wert des Friedens auf dem Spiele stehen. Dieser Eindruck wäre richtig. Denn es gäbe erbaulichere Betrachtungen als diejenige über einen schweizerischen Benedek.

## Die Feuerstaffel

Von Oblt. H. Moser

### Einleitung

Dem Füsilier fällt es oft schwer, den Sinn und Zweck der schweren Waffen des Füsilier-Bataillons einzusehen, wenigstens in den Übungen des Friedensdienstes. Da scheint es ihm allzuoft, er müsse sehr lange warten, bis die Minenwerfer eingeschossen sind, bis die Maschinengewehre in Stellung liegen. Auch dünkt ihn, die Mw.- und Mg.Züge benötigten für eine Verschiebung eine überaus lange Zeit.

Andererseits hat der «schwere Wäffeler» sehr oft einen großen Dünkel und bildet sich ein, nur er habe auf dem Gefechtsfeld eine gewisse Bedeutung. Oftmals beklagt er sich auch, der Füsilier wisse mit den ihm zugeteilten beziehungsweise unterstellten schweren Waffen gar nichts anzufangen. Es ist auch schon vorgekommen, daß ein Kdt. einer Füsilier-Kompagnie einen ihm unterstellten Schweren-Waffen-Zug bei der Befehlsausgabe richtiggehend vergessen hat und glaubte, ohne ihn auszukommen.

Daß dies nicht der Fall zu sein braucht, daß im Gegenteil eben Füße und Feuer eine gewisse Einheit bilden, sollte selbstverständlich sein. Daß aber Schwierigkeiten beim Einsatz der schweren Waffen vorkommen können, ist schon in Beiträgen der ASMZ dargelegt worden (siehe Nr. 12/59, pag. 950 ff.; Nr. 1/60, pag. 62 ff.). Die folgenden Darlegungen wollen zeigen, wie solche Schwierigkeiten vermindert werden können. Sie sind aus der Praxis entstanden und mögen als Grundlage gelten für die Anlage von Übungen im Scharfschießen mit verstärkten Füsilier-Kompagnien oder mit den Zügen der Schweren Füsilier-Kompagnie, wie sie auf Grund der TO 51 bestehen.

Es mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, daß die Maschinengewehre und die Minenwerfer in der Sch.Füs.Kp. zusammengefaßt sind: auf der einen Seite eine Waffe, die artilleriegleich mit relativ kompliziertem Schießverfahren arbeitet und einen eigenen Übermittlungsapparat braucht; auf der anderen

Seite die Maschinengewehre, die – mit anderem taktischen Auftrage – auch in der Füs.Kp. vorkommen. Wir werden aber sehen, daß diese Zusammenfassung der beiden so verschiedenen Waffen sinnvoll sein kann und dem Kommandanten der Sch.Füs.Kp. eine wertvolle Aufgabe in der Ausbildung seiner Truppe und im Einsatz im Gefecht bietet.

### Die Waffen der Feuerstaffel

In der Vorschrift «Truppenführung» wird über die beiden Waffen folgendes gesagt: «Die schweren Maschinengewehre sind teils den Füs.Kp., teils den schweren Kp. der Bat. zugeteilt und werden von deren Kommandanten zur Bildung eines Feuer-schwergewichtes verwendet. Sie erzielen gegen ungedeckten Feind dank ihrer Präzision und ihrer hohen Feuergeschwindigkeit auch auf größere Entfernung vernichtende Wirkung ... Sie können im Angriff sichtbare Ziele rasch erledigen oder mindestens den Gegner in Deckung zwingen und dadurch an der Beobachtung und am ordnungsgemäßen Gebrauch seiner Flachbahnwaffen hindern» (Ziffer 37). «Die Minenwerfer vermögen dank ihres wirksamen Splittergeschosses, ihrer gebogenen Flugbahn und ihrer hohen Feuergeschwindigkeit im indirekten Schuß gedeckt stehende feindliche Waffen und in Mulden und anderen für Flachbahnwaffen nicht erreichbaren Räumen massierte Truppen zu vernichten. Der Einsatz kann besonders wirksam gegen gegnerische Abteilungen sein, deren Vorgehen durch Maschinengewehrfeuer verlangsamt oder zum Stehen gebracht wird» (Ziffer 38).

Wir stellen fest: Die Mg., als Flachbahnwaffen, können einen ungedeckten Feind vernichten, einen gedeckten Feind niederhalten, das heißt ihn hindern, sich aus einer Deckung heraus zu begeben und seinerseits seine eigenen Flachbahnwaffen wirksam einzusetzen. Daß das Niederhalten eines Gegners in einer Deckung eine zeitraubende und munitionsfressende Aufgabe ist, liegt auf